

Weder Kitsch noch Alptraum

Über die Heimat auf dem Lande – Erinnerungen und Beobachtungen

von Götz Schmidt

»Heimat ist nichts Einfaches, ist immer widersprüchlich«, sagt der bekannte Filmemacher Edgar Reitz (Trilogie »Die Heimat«). Von diesen widersprüchlichen Empfindungen ist auch im folgenden, sehr persönlich gehaltenen Beitrag die Rede.¹ In den 1960er-Jahren war für den Autor, ein Agrarsoziologe, das eigene Dorf der Inbegriff für enge Denkstrukturen und Stillstand. Man war froh, zum Studieren in die Stadt zu ziehen und »der Heimat entronnen« zu sein. Umso größer die Überraschung, als in den 1970er-Jahren gerade die Provinz mehr und mehr zur treibenden Kraft im Widerstand gegen alte politische Muster wurde und sich im Zuge der Umweltbewegung dagegen wehrte, als Müllhalde der Gesellschaft missbraucht zu werden. Die Aktiven vor Ort bezogen ihre Kraft aus einem vorwärtsgewandten, positiv gestimmten Heimatgefühl. Dieses ländliche Engagement, vor allem im Bereich des Umweltschutzes, machte es den landflüchtigen Städtern möglich, sich dem Land wieder zuzuwenden und sich mit den Menschen dort zu solidarisieren. Auch viele Landwirte, die aufgrund des Intensivierungszwangs innerlich ihre Heimat schon verlassen hatten, fanden durch Ökolandbau und Umweltengagement den Weg zurück. Und heute? Viele Dörfer verfallen in Stagnation oder sterben aus, andere verwandeln sich in einen gesichtslosen Einheitsbrei. Aber es gibt auch neues Leben auf dem Land, das die Trauer über den Verlust der Heimat ein wenig besänftigt.

Bei der Zugfahrt nach Hause ergeht es mir regelmäßig so: Das Heimweh, die Bilder der Erinnerung verdichten sich, umso mehr die Landschaft, die Obstwiesen, die Dörfer, Häuser und Bahnhöfe vertrauter werden. Doch schon beim Aussteigen am Bahnhof meiner Kleinstadt beginnt die Enttäuschung.

Die eine Seite der Kastanienallee ist gefällt, die Straße ausgebaut. Die Spielräume meiner Kindheit zwischen Holzschuppen, Scheunen, Ställen – sind jetzt ein Parkplatz mit Garagen. Der Bach mit seinem abenteuerlichen Bachufer ist hochwasserfest kanalisiert. Die alten Handwerksbetriebe (Schmiede, Schreiner, Metzger, Schlosser usw.) wurden umgebaut zu Tankstellen, Wohnhäusern oder sie stehen leer. Die Bäckerei mit ihrer warmen Backstube, in der wir Brezelstücke und Süßes abbekamen – sie ist die Filiale einer Backkette.

Ich erinnere mich an Räume, die offen, mehrdeutig und zu den verschiedensten unserer Kinderzwecke geeignet waren. Straße, Platz, Privatgrundstück, Dachböden, die Werkstätten der Handwerker gehen in meiner Erinnerung ineinander über. Das Handwerk war öffentlich und wir Kinder standen daneben, wenn das

Pferd beschlagen, das Schwein abgestochen wurde. Die kolossalen Metzgerhunde bekamen die Lunge, wir die Schweinsblase – nachdem sie ein paar Tage am Wirtshausschild hing – als Fußball.

Heute empfinde ich hier alles eindeutig geregelt, nicht mehr durch das Spiel und die Phantasie der Kinder veränderbar. Grenzen legen eindeutige Nutzungen fest.

Sie werden es bemerken: Ich rede über die schönen alten Zeiten. Schon ertappe ich mich, wie ich die armen Kinder bedauere, die heute in dieser erfahrungsarmen Welt aufwachsen müssen. Die Bilder meiner Heimat mobilisieren in mir Schübe der Abneigung gegen jede Veränderung. Unterschiedslos erfahre ich alles Neue als Zerstörung.

Schön – doch nicht für mich

Das Bild des Malers Reinhold Nägele (Abb. 1) zeigt eine Ansicht meiner Heimatstadt Murrhardt. Es ist eins meiner Heimat-Traumbilder. Der Blickpunkt des Malers ist zwar etwas überhöht, doch all das war zu sehen, wenn ich in meiner Kindheit aus dem Fenster blickte.



Abb. 1: Reinhold Nägele:
Schwäbische Hochzeit (1909)

denbruder und zugleich Leiter des Kindergottesdienstes, war besonders scheinheilig. Er schlug uns Schulkinder regelmäßig und am gewalttätigsten.

So heimelig wie es auf dem Bild von Nägele aussieht und vor Glück wimmelt (vor allem im 2. Stock des Gasthauses zum Ochsen): zu dieser schwäbischen Gesellschaft gehörte ich nicht. Ich war »Flüchtlingskind«, meine Mutter war Kriegerwitwe. Wir wurden genau gegenüber dem »Ochsen« in dem Haus eines wohlhabenden Eisenwarenhändlers einquartiert. In zwei Zimmer mitten in die Wohnung platziert, dasselbe Klo nutzend, unsere Küche auf dem gemeinsamen Gang. Da war auch für uns Kinder bald klar: willkommen waren wir nicht. Die »Einquartierung« dauerte bis zu meinem zwölften Lebensjahr.

Und schlimmer noch als die Betschwestern (die einen immerhin noch zu Gott bekehren wollten) waren die Honoratioren. Für sie waren wir »Flüchtlinge und so Zeugs«. Wir kamen aus Bessarabien

War es wirklich so schön? – Der blau schimmernde Bach auf Nägeles Bild – er war in meiner Kindheit eine braune und oft stinkende Brühe. Die Abwässer der Lederfabrik liefen ungeklärt in den Bach. Die Steine im Bach wurden dadurch glitschig und wir rutschten aus und ekelten uns beim Baden.

Das kleine Fachwerkhaus rechts neben der Gastwirtschaft wurde abgerissen durch den ersten Bagger, den ich erblickte. Ein außerirdisches, gewaltiges Monster. Der Abriss des Hauses, die Zerstörung des Gartens war eine Sensation meiner Kindheit. Ohne jedes Bedauern blickte ich staunend auf die Zerstörung. Der bayrische Baggerfahrer wurde einer meiner Helden (gleich hinter den Amis). Er fluchte so entsetzlich, so unerhört gottlästerlich, dass ich die Worte kaum zu denken, geschweige auszusprechen wagte. Das stieß mich an zu ersten Widergedanken gegen die pietistischen Stundenbrüder und Betschwestern, die sich im Wohnzimmer der Bäckerei zur »Stunde« versammelten.

Der schwäbische Pietismus lag wie Mehltau über meiner Kindheit. Der frommste Lehrer, auch ein Stun-

am Schwarzen Meer und waren wohlhabende Bauern. Nun nannten sie uns die »besseren Araber«. Wer wir waren, woher wir kamen – das interessierte niemand. So fingen wir, wie alle Flüchtlinge, »von unten« an.

So schön wie in dem Gemälde Nägeles war meine Heimat nie. Nichts wie weg aus dieser Heimat – das setzte sich in meinem Kopf fest, seit meiner frühen Jugend.

Flucht aus der Enge

Meine erste Flucht ging hinaus in die Landschaft. Ob sie schön war oder nicht, dafür hatte ich damals keinen Begriff. Ich erfuhr die Landschaft als Ort der Freiheit und Gleichheit. Die gesellschaftlichen Unterschiede galten hier nicht, ein Tretroller mit Gummireifen war hier nichts wert. Entscheidend war, wer die besten Ideen für das Spielen am Bach, unter dem Wasserfall und im Wald hatte. Und später wie man Ski fuhr. Die Landschaft war offen, wir konnten umherstreifen wo wir wollten.

Noch etwas war überraschend: Wenn ich den Bauern auf der Wiese half, die Kuh hielt, Heuhaufen zusam-

menrechte, bei der Apfelernte half, dann bekam ich ein Wurstbrot, so als wäre ich auch eine Arbeitskraft wie die Erwachsenen. Ich fuhr auf den von Kühen in atemberaubender Langsamkeit gezogenen Fuhrwerken mit. Viele Einheimische im Ort hatten ein Obst-»Stückle« und freuten sich über Hilfe, aber auch über Gesellschaft. Die Schrecken meiner Kindheit (die Pietisten und Honoratioren) ließen sich hier nicht blicken. Wer hier etwas zu sagen haben wollte, der musste auch arbeiten. Ich erlebte bei der Arbeit zum ersten Mal, dass die Einheimischen auch freundlich sein konnten. Sie »schwätzten« gerne bei der Arbeit und so »schwätzten« sie mit mir. – Hier fühlte ich mich willkommen, obwohl mir nichts gehörte.

In der großen Stadt, in Stuttgart, gab es Rolltreppen im Kaufhaus, eine Landesbibliothek, einen Bahnhof für die ganz große Welt. Aus Stuttgart kam der Betriebsrat Fritz Lamm zu einem Vortrag in unser Städtchen. Er war eine eindrucksvolle Gestalt der alten Arbeiterbewegung, mit flammenden Augen. Er hörte mir zu, wie ich mich das erste Mal traute, etwas öffentlich gegen den Krieg zu sagen. Er verspottete uns nicht wie die CDU-Bonzen. Das war wie der Beginn des eigenen Denkens.

Als Student in Berlin habe ich mich vollständig von meinem Heimatort abgewandt. Ich war der Heimat entronnen, das galt mir und den vielen schwäbischen Kommilitonen in Berlin als befreiende Tat. Mit schwäbischen Liedern und wunderlichen schwäbischen Aus-

drücken trugen wir zur Erheiterung bei. Unsere Heimat wurde zur folkloristischen Einlage in der Kneipe. Als Aktivisten der Studentenbewegung bemühten wir uns, die Provinz in uns zu verdrängen.

Aufbruch in der Provinz

Als ich ab den 1970er-Jahren wieder öfter in meine Heimat zurückkehrte, war ich überrascht über die großen Umbrüche, die in dieser Zeit die »Provinz« verändert hatten. In einem Jahrzehnt waren die modernen Zeiten ausgebrochen. Das war in Berlin ganz an uns vorbeigegangen. Den atemberaubenden gesellschaftlichen Umbruch sah ich nur als Niedergang. Die von der Frankfurter Schule bereitgestellten Formeln wie »Kulturindustrie« oder »Verblendungszusammenhang« gaben die Welterklärung. Ich erinnere mich an ein mit Rudi Dutschke zusammen organisiertes Seminar zur »Formierten Gesellschaft«. Wir suchten nach einem neuen Proletariat, nachdem uns das alte so enttäuscht hatte. Das Projekt versandete in Ratlosigkeit. Was uns nicht hinderte, an einem Führungsanspruch der Studenten festzuhalten.

Wie sollten wir den Aufbruch verstehen, der in den 1970er-Jahren auf dem Land begann? In den Strategiepapieren der linken Studenten war nicht eingeplant, dass Hunderttausende in Bewegung kommen, in Initiativen gegen AKWs, gegen Giftmülldeponien, Autostreckten, Wiederaufarbeitungsanlagen und atomare

Endlager, Truppenübungsplätze, gegen Flurbereinigung usw. Und geradezu unvorstellbar war, dass dieser Widerstand seine Kraft nicht bezog aus abstrakten Ideen über die Zukunft – sondern aus der Verteidigung der Heimat. Heimat war dabei keine Verklärung der Vergangenheit. Die Landbevölkerung wehrte sich gegen ein Verhältnis von Stadt und Land, das der Stadt den Fortschritt und dem Land die Entsorgung des Abfalls und Gifts zudachte.

Das war entwaffnend für alle, die dem Land etwas »Reaktionäres«

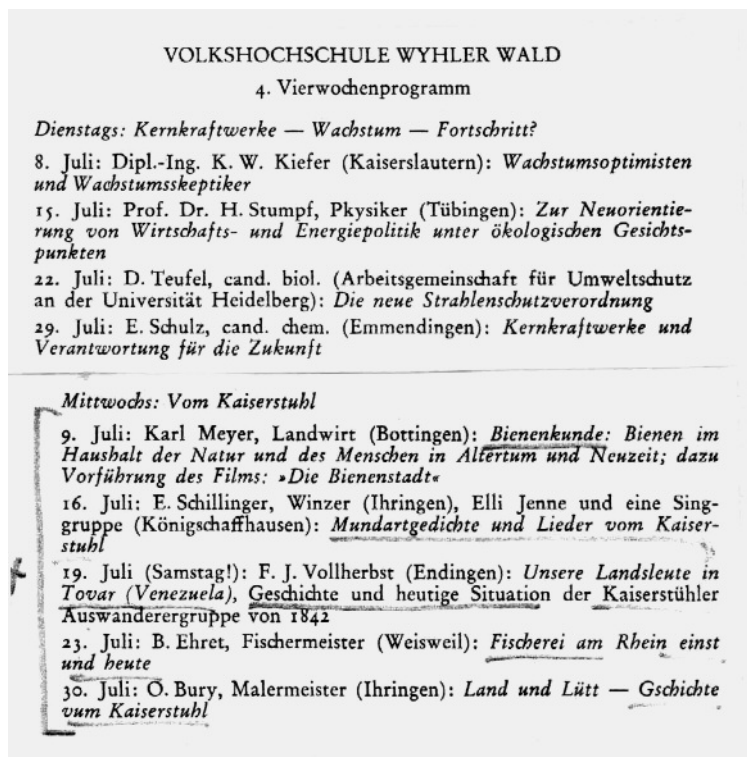


Abb. 2: Auszug aus dem Programm der »Volkshochschule WyhlerWald« (1975). Bürgerinitiativen gegen das Atomkraftwerk am Kaiserstuhl. Naturwissenschaftler und Mediziner analysieren die Risiken der Atomkraft. Die Einheimischen berichten über ihre Heimat und erzählen ihre Geschichte.

unterstellen wollten. Die Landbewohner wollten den Abfall nicht haben und zwangen den Städtern eine Diskussion über eine Wirtschaftsweise auf, die solche Abfälle erzeugt. Die Studentenbewegung hatte eine Tür aufgestoßen.² Jetzt redeten auf dem Land die Jugend und die kleinen und mittleren Bauern selber. Statt nur den Bauernverband und Raiffeisen für sich reden zu lassen. Die Landbevölkerung, kritische Wissenschaftler, Medien, Studenten gingen eine Verbindung ein, die ein Erfolgsmodell wurde.

Über ein neues Entwicklungsmodell ohne Umweltzerstörung konnte und musste in der Umweltbewegung nachgedacht werden. Statt es auf das Nirgendwo nach der Revolution zu verschieben, wurde jetzt schon damit begonnen. Neue Lebens- und Arbeitsformen begannen sich im Widerstand gegen die Umweltzerstörung zu bilden.

Der neue Traum

Bauern, die oft den Kern der Bürgerinitiativen auf dem Lande bildeten, fassten wieder Mut. Viele, die in die Entwicklungshilfe oder in die Stadt abgewandert oder die innerlich emigriert waren, kehrten zurück in ihre Heimat. Nicht selten geschah dann auch das Wichtigste: die Bauernsöhne bekamen eine Frau. Jetzt konnten sie sich etwas Neues zutrauen wie Direktvermarktung, Diversifizierung des Betriebs, Biolandbau.

Das Bild, das sich die Stadt vom Lande machte, veränderte sich. Rührend war die Begeisterung der Anti-AKW-Demonstranten, wenn die Bauern mit ihren Traktoren einrollten. In den Hüttendörfern der besetzten AKW-Bauplätze entstanden die Träume vom neuen Leben auf dem Land. Das Land bot so manchen Städtern den Platz für neue Lebensformen und den Bruch mit der hergebrachten Laufbahn. Die Umweltbewegung machte es möglich, dass die »im Begriffseröll verstiegenen« (Jean Amery) linken Studenten wieder ins Leben zurückkehrten.³

Auch wenn viele Träume scheiterten und viele neuen Landbewohner wieder in den 1980er-Jahren in die Städte zurückkehrten – so stammen doch aus diesen heimat-bewegten Zeiten der 70er-Jahre viele Impulse, die unsere Republik verändern sollten.

Die verschlafene Provinz, aus deren Dörfern und Kleinstädten die Jugend bisher davonlief, entdeckte sich als Region neu. Man konnte im Dorf wohnen und doch über die verschiedensten Netzwerke verbunden sein mit der Welt.

Aus kleinen und manchmal wunderlichen Anfängen entwickelten sich Institutionen, die heute zu Selbstverständlichkeiten geworden sind: Bürgerinitiativen, Biolandbau, die Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft (AbL), Grüne, Umwelt- und Tierschutzverbände, Dritte-Welt-Bewegung usw. Ihre viel-

fältigen Info-Netze haben die Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen in der Bundesrepublik nachhaltig verändert.

Fremde Heimat

Das ist meine Heimatgeschichte. Es ist schwindelerregend, wie schnell sich mir dabei der kontaminierte Begriff »Heimat« verwandelte. Noch als Student hätte ich mich geschämt zu gestehen, dass ich ein »Heimatvertriebener« bin. Einige Verbände der Vertriebenen haben mit der Forderung nach Rückkehr und Wiedereinsetzung in die alten Rechte die Erinnerung an die Heimat, an Flucht und Vertreibung anrühlich gemacht. Dabei hatte die Heimatsehnsucht meiner Verwandten wenig zu tun mit der Politik der Vertriebenenverbände.

Meine schwäbischen Vorfahren waren Anfang des 19. Jahrhunderts aus dem württembergischen Remstal nach Bessarabien, in die Steppe am Schwarzen Meer ausgewandert. Der russische Zar gewährte ihnen 60 Hektar bestes Ackerland, Religionsfreiheit, kommunale Selbstverwaltung, Befreiung vom Kriegsdienst. Sie kehrten vier Generationen später als Flüchtlinge wieder in dieselben Täler, in die Heimat ihrer Vorfahren zurück. Doch ihre Heimat, um die ihre nicht endenden Erinnerungen kreisten, das war nicht mehr die milde Hügellandschaft Württembergs, sondern die »Heimat in der Steppe«. Ihre Träume waren die bis zum Horizont wogenden Getreidefelder; die fruchtbare Schwarzerde; die sengende Hitze des trockenen Sommers; der strenge Winter; die Fahrt mit dem Schiff im Donaudelta hinaus ins Schwarze Meer.

Keiner in meiner Verwandtschaft wollte wieder zurück in die »alte Heimat«. Die Erinnerung an die reiche Heimat half ihnen dabei, ihre armselige Gegenwart in der Nachkriegszeit auszuhalten.

Tor zur Welt

Ich Flüchtlingskind musste mich in Württemberg zu rechtfinden und neu anfangen. Die in erfundenen Trachten agierende Volkstanzgruppe des Bessaraber-Vereins konnte ich vermeiden. Doch noch mit 14 Jahren musste ich auf dem Akkordeon »Hüttenmaderl«, »Duliöh« oder »Jugend marschiert« spielen (Abb. 3). Während im Radio schon Rock'n Roll lief, den ich zwei Jahre später tanzte, spielte ich die im Holzschuhverlag erfundene »Volksmusik«. Im Kino sahen wir Heimatfilme. Auch das hat mir meine Heimat verdorben.

Der Heimatkitsch verschloss mir die Erfahrung, dass Heimat keine Sentimentalität ist, sondern das Tor der Kinder zur Welt. Als Kinder erfahren wir die Weltgeschichte in Familienschicksalen, den Lebensläufen von Schulkameraden. Wir sehen die Häuser nicht nur von außen. Wir spielen in ihnen, in ihren Zimmern und



Kellern. Auf den Dachböden sehen wir die Ablagerungen der Generationen. Wir sehen, wie gekocht und gegessen wird und wie mit der Großmutter umgegangen wird. Es gibt Häuser, in denen wir willkommen sind, in anderen nicht. Vom »Dorfidioten«, den wir hänselten, hören wir, dass ihn die Nazis kastriert haben. Die Tochter des Bäckers heiratet einen »Neger« aus Amerika. Handwerker, Händler gehen unter, andere leben fort oder beginnen neu, werden reich. Die Erben reicher Leute gehen bankrott. Wir hören, wie im Ort über die Familien geredet oder geschwiegen wird und was die Kinder dazu sagen. Und in den Ställen, die ja früher jedem offen standen, sahen wir, wie der Bauer mit den Tieren umging. Ob er gut zu ihnen war oder die Kühe schlug, wenn sie den Wagen durch den Ort zogen.

Als Kinder waren wir klein und schwach. Wir fürchteten uns zu Recht vor den »großen Ohren« des Dorfes, die alles hören. Was sollten wir als Kinder auch anderes tun als davor zu flüchten oder alles zu verklären? Wir neigen deshalb zu den kräftigen Bildern. Dem einen ist in der Heimat auf dem Lande alles besonnen, dem anderen alles ein Alptraum. Doch heute sind wir erwachsen. Die alten Peiniger sind heute alt und schwach – oder tot. Und manchmal waren sie eigentlich gar nicht so schrecklich, wie sie unserem kindlichen Blick erschienen. Es ist kindisch, die nie geschlagenen alten Schlachten heute gewinnen zu wollen. Als Erwachsene sollten wir unsere Heimat und damit uns selbst von der Last des Kitsches und der Alpträume befreien.

Abb. 3: Während im Radio schon Rock'n'Roll lief, spielte ich »Heimatismusik« auf dem Akkordeon. Auch das hat mir meine Heimat verdorben.

Alte Heimat – neues Leben

In den Heimatmuseen auf dem Dorfe sehen wir die Spinnräder, die Wunderwerke der Stickereien, die Flachshechel, die tönernen Töpfe, das Pferdehalfter, einen Lanz-Bulldog und manchmal auch meinen Favoriten: die Mehlsackausklopfmaschine. Das Dorf präsentiert sich in seinen Tätigkeiten, die um die bäuerliche Welt kreisen. Wir blicken in eine fremde Welt. Dabei ist deren Untergang noch nicht lange her. So wie im Heimatmuseum sah es in vielen Häusern noch vor 50 Jahren aus. Es ist die Zeit meiner Kindheit, doch ich erkenne meine Heimat nicht zwischen all den schönen Sammlungsstücken.

Denn es war nie idyllisch auf dem Lande.⁴ Es herrschten schon immer unsichere Zeiten. »Prekär« ist ein harmloses Wort für den Alltag im alten Dorf. Die Mehrheit lebte neben der kleinen Landwirtschaft von Heimarbeit, Handwerk, Saisonarbeit, Wanderarbeit. Viele übten mehrere Berufe gleichzeitig und saisonabhängig aus. Die jungen Frauen gingen »in Stellung« als Hausgehilfin zum Bauern oder in die Stadt, andere arbeiteten im Wald. Kinderarbeit in frühester Jugend war üblich. Das Dorf bestand nicht nur aus den stolzen Höfen der Bauern. Die kleinen Häuser der »geringen Leute«, der Dorfarmen bildeten die Mehrheit des Dorfes. Auswanderung nach Amerika, Russland und die Schrecken des Krieges leerten halbe Dörfer.

Schon immer wurden im Dorf Fremde angesiedelt. Juden, Glaubensflüchtlinge aus Frankreich, Tirol, Böhmen beförderten den Wohlstand des Dorfes. Von den zwölf Millionen Flüchtlingen aus dem Osten landeten viele nach 1945 auf dem Lande und bauten ihre Siedlungshäuser am Ortsrand. Sie wurden zu einem »Motor des Wirtschaftswunders«. Es war wie ein warmer Regen, als ich das zum ersten Mal las. Denn als Kind kam ich mir als Last vor, als jemand, der nur geduldet wurde.

Auch heute sind die Neuankömmlinge unentbehrlich auf dem Lande. Manche Dorfbewohner waren befremdet, als die Asylbewerber und Umsiedler aus Russland in leer stehende Dorfgaststätten einquartiert wurden. Das änderte sich, seit sich die Fremden Gärten pachteten oder ein Haus bauten. Nicht nur ich stehe dann staunend und sehe wie sie wirtschaften, mit Kleintierhaltung, gewaltigen Holzstapeln, Improvisationstalent – fast wie in meinen Kinderzeiten.

Viele Häuser im Kern meiner Heimatstadt wurden von den Einheimischen verlassen. Sie zogen in die Neu-

baugebiete. Heute wohnen hier italienische und türkische Familien. Sie haben die Häuser gekauft und mit viel Eigenleistung modernisiert. In meiner Flüchtlings-siedlung geschieht dasselbe. Häuser mit Garten sind bei türkischen Familien beehrt. Unser zum Schluss leer stehendes Haus wurde umgebaut für eine große Familie. Im Schuppen und im Hühnerstall beginnt der Sohn einen kleinen Gewerbebetrieb. Im Garten wächst nicht Rasen, sondern wieder Gemüse. Die Freude über das neue Leben besänftigt meine Trauer über den Verlust der Heimat.

Anmerkungen

- 1 Überarbeiteter Vortrag auf der Diskussionsveranstaltung der Bundestagsfraktion der GRÜNEN zum Thema: »Heimat, Land, Zukunft«, Berlin 22. Januar 2011.
- 2 Eine Tür, durch die die Studentenbewegung selber nicht gehen konnte. Ausführlicher dazu ein Text von mir über »Bauern und

linke Studenten in den 70er-Jahren« – In: Ästhetik und Kommunikation H.140/141, 2008.

- 3 Auch ich wandte mich seit Mitte der 70er-Jahre wieder dem Land zu. Meine Arbeit in der Landjugend Westfalens und als Redakteur des »Bauernblatts« (später: »Unabhängige Bauernstimme«), die Arbeit auf Bauernhöfen und in meinem in Nordhessen gegründeten kleinen Gemüsebaubetrieb hat meine spätere wissenschaftliche Arbeit entscheidend geprägt.
- 4 In neueren Museumsprojekten wird das anschaulich dargestellt.



Dr. Götz Schmidt

war bis Ende 2005 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Ökologischer Landbau an der Universität Kassel-Witzenhausen. Er arbeitet seither als Autor und Journalist.

Unterstr. 1, 34305 Niedenstein
E-Mail: schmidt.niedenstein@online.de